



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1916. \* Nr. 43

ZUR  
**Amtlichen Taunus-Zeitung.**

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

## Die Ebersburger.

Ein: Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

**D**u kannst die Größe meines Seelenschmerzes ermessen, als mir die verhängnisvolle Kunde ward, als Waltrudis mir den Ring der Treue zurücksandte. Aus allen Himmeln war ich jäh gerissen und hatte nur die eine wütende Begierde, mich an dem Räuber meines Glücks zu rächen. Ich eilte heim und mußte dort erfahren, daß Waltrudis heimlich aus dem Schutze der Eltern entwichen war und auf der Ebersburg verweilte. Ungefährmt ritt ich dorthin, doch als ich an das Tor gelangte, fand ich es verschlossen, und von dem Torwart wurde mir bedeutet, daß ihm verboten sei, mich einzulassen. — Ich ließ Heinz von Ebersburg zum ritterlichen Zweikampfe fordern, doch der sonst so Kampfesmutige, er stellte sich nicht meinem Schwerte, und all mein Trachten, ihn zu dem Waffengang zu zwingen, es schlug fehl. Daß nach solch schlimmem Geschehnisse zwischen uns und den Rittern auf der Ebersburg bittere Feindschaft entstand, kannst du dir denken. Diese Feindschaft artete in Fehde aus, welche damit endete, daß mein väterlicher Hof

von der überlegenen Macht der Ebersburger berannt und verwüstet ward. Mein Vater fiel nach heldenhaftem Kampfe, und meine arme Mutter ward von den stürzenden Trümmern des Hauses erschlagen; ich selbst schlug mich mit einem Häuflein Getreuer durch den Schwarm der Feinde. So hatte ich denn alles verloren — die lieben Eltern, Hab und Gut um eines Weibes

willen. Wahnsinniger Schmerz durchtobte mich, und nur der Durst nach Rache hielt mich ab, freiwillig in den Tod zu gehen. Mönchenlang irrte ich wie ein Verzweifelter umher und suchte Hilfe auf den nachbarlichen Burgen, doch lernt' ich da so recht die Menschen und die Wahrheit des Spruchs erkennen: Bist du in Not, gehn tausend Freunde auf ein Lot! Alle, die sich einst Freunde der Wadenzeller nannten, sie kannten mich nicht mehr und hatten für mein Bitten weiter nichts denn schöne Worte. Nur widerwillig ward mir Gastfreundschaft geboten, denn jeder fürchtete, sich mit den mächtigen Ebersburgern zu verfeinden. Da faßte mich ein Ekel vor der Menschheit, und der Entschluß reifte in mir heran, der schnöden Welt für immer zu entsagen. So ward ich Mönch und fühle mich als solcher glücklich und zufrieden, weil ich mit

allen irdischen Wünschen abgeschlossen.“

Der Erzähler schwieg und erhob sich. — Das sanfte Lächeln, das seine Lippen umspielte, als er nach dem Christusbilde sah und sich dabei bekreuzte, bewies, daß dieser Mann in der Tat die Ruhe seines Inneren wieder gefunden hatte.

Wels, der in tiefer Bewegung dieser Erzählung gelauscht hatte, sah mit einem Gefühle der Ehrfurcht zu dem Freunde empor, der nach diesem überstandenen ungeheuren Leid einer solchen Überwindung fähig gewesen war. —

Und unwillkürlich drängten sich ihm die Worte auf die Lippen: „Wohl dir, daß du die Seelenkraft besahest, zu überwinden! Ich bewundere dich, Freund Bertold, und beneide dich ob deiner inneren Stärke. Und bist du deinem treulosen Freunde, dem Heinz von Ebersburg, niemals mehr begegnet?“

„Mit Vorsatz hab' ich ihn gemieden!“ entgegnete der Bruder.



Das neue Zentraljustizgebäude in Nürnberg. (Mit Text.)

„Als wir im vorigen Herbst die Ebersburger in blutiger Fehlschlacht an der Ribba niederrangen, sah ich den Heinz zum erstenmal seit seinem Treubruch wieder. Leicht wär' es damals mir gewesen, ihm das Leid, so er mir angetan, blutig zu vergelten, denn zum Tode erschöpft von dem heißen Kampfe, lehnte er an einem Baum, verlassen von den Seinigen. Doch war ich eingedenk des Gotteswortes: „Die Rache ist mein“ und ritt an ihm vorüber. Doch laß uns jetzt von etwas anderem reden, Welf! Hab' ich auch das Vergangene überwunden, so schmerzt mich doch das Erinnern. Was gedenkst du jetzt zu tun? Willst du nach Frankfurt reiten, um dem Rat die Kunde von Herrn Burthard Limpurgs Mißgeschick zu überbringen?“

„Der Knechte einer mag die Botschaft melden! Ich selbst lehre nicht eher nach Frankfurt zurück, bis es mir gelungen ist, Herrn Burthard aus der Gefangenschaft zu lösen!“

„So gedenkst du dich zum Waffendienst bei unserem hochwürdigsten Herrn zu melden? So recht — hochwillkommen ist uns ein jeder tapfere Arm!“

Welf schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Vielleicht gefelle ich mich euch zu einer späteren Zeit als Waffengefährte, doch jetzt kenne ich nur das einzige Bestreben, Herrn Burthard zur Freiheit zu verhelfen.“

Ueberrascht wendete sich Bruder Volker um und fragte langsam: „Wie aber willst du das beginnen, Freund? Herr Bertold hat dir seine Hilfe doch vorläufig versagt! Gedenkst du denn mit deiner Handvoll Knechte die mächtigen Ebersburger zu bekriegen? Das wäre heller Wahnsinn! Gedulde dich, bis unsere anderen Feinde niedergeworfen sind, dann schlägt gewiß auch den Räubern auf der Ebersburg ihr Stündlein!“

„Darüber geht wohl Jahr und Tag dahin — so lange kann ich nimmer mich gedulden! Nein — ohne Säumen geh' ich an das Werk!“

„Wie willst du aber das Unmögliche vollbringen? Bedenke —“

„Mein Wort hab' ich verpfändet, das Auserste zu wagen!“ unterbrach Welf den mahnenden Freund. „Wohl weiß ich, daß ohne Herrn Bertolds Hilfe mit Gewalt nichts auszurichten ist, drum soll mich List zum Ziele führen, und du, mein Freund, sollst mir mit klugem Räte dazu helfen!“

Einige Augenblicke sah Bruder Volker den Sprecher fragend an, dann ging es wie ein Blitz des Verstehens über seine Züge.

„Du hast dein Wort verpfändet, lieber Welf? Ich ahne wohl, was dich dazu getrieben und halte es als Freund für meine Pflicht, dich wohlgemeint zu warnen! Wenn mich nicht alles trügt, dann treibt die Hoffnung auf Befriedigung heißer Wünsche dich zu törichtem Beginnen. Glaubst du, daß diese Hoffnung sich erfüllt, selbst wenn das Wagnis dir gelingen sollte?“

Welf hatte erröthend die Augen vor dem Bruder gesenkt, der mahnend fortfuhr:

„Vielleicht verschwendest du die heiligsten Gefühle deines Herzens, gibst vielleicht dein junges Leben hin für einen Traum, dem ein schmerzliches Erwachen folgen muß. Vor diesem Schicksal mücht ich dich bewahren. Nie wird es der Patrizierstolz des Rathsherrn Burthard Limpurg gestatten, daß sein einzig Töchterlein einen Kriegsknecht freit, selbst wenn er diesem die Freiheit und das Leben verdankt. Bedenk das wohl!“

„Ich habe es bedacht!“ erwiderte Welf leise. „Weil du mit scharfem Blick erkannt hast, was mein Innerstes durchbebt, so will ich offen dir Vertrauen schenken. Ja — ich liebe Herrn Burthards Tochter heiß und inniglich und kenne keine größere Seligkeit als ihre Nähe! Und hoffnungslos ist meines Herzens Neigung nicht, das hat Herlinde mir in ihrem ganzen Wesen seit gestern kundgetan. Wohl weiß ich, daß der Unterschied des Standes wie eine ungeheure Kluft mich von ihr trennt, doch zage ich deswegen nicht! Der Kraftbewußte darf selbst nach den höchsten Zielen streben!“

Wieder umspielte die Lippen des Bruders ein trauriges Lächeln, als er entgegnete: „Ich will dir deine frohe Zuversicht nicht rauben, Freund — das eine nur geh' ich dir zu bedenken! Der Frauen Herze ist ein wetterwendisch Ding, das seine Gunst je nach dem Zeitenlauf verschenkt. Ist auch Herrn Burthards Tochter gegenwärtig dir gewogen, zur Zeit, in der sie dich und deine Hilfe braucht — glaubst du, daß sie auch dann ein tieferes Gefühl dir entgegen bringt, wenn sie der Sorgen ledig ist? Und wenn sie selbst so festen Sinnes wäre und niemals von dir lassen wollte, selbst gegen Wunsch und Willen ihrer stolzen Sippe — willst du dann ihre Liebesleidenschaft benutzen und dich als Unwillkommener, mit schlecht verhehlter Abneigung Angesehener zwischen Kind und Vater drängen?“

„Darüber hab' ich noch nicht nachgedonnen und sinne nicht darüber nach!“ erwiderte Welf lebhaft. „Angstliches Grübeln und Erwägen über das was kommen könnte, ist nicht meine Art! Ich traue meinem Sterne und will, trotz allem, was sich mir entgegenstellt, zum mindesten mit allen Mitteln trachten, das höchste

Glück zu erringen, das es hienieden für mich geben kann! Wohl kann ich es verstehen, daß dir alle Frauen wankehmütig scheinen, weil dir von einer bitteres Leid widerfahren ist; ich kann nicht diesen Glauben mit dir teilen, und eine innere Stimme raunt mir zu, daß ich auf meiner Golden festen Sinn, auf ihre unwandelbare Treue, fest bauen darf!“

Wie Siegesbewußtsein klang es aus den Worten des Sprechers, und es mußte etwas Überzeugendes in denselben liegen, denn Bruder Volkens Miene hellten sich auf, als er entgegnete:

„Der liebe Gott und seine Heiligen, sie mögen fügen, daß du an deinem Glauben niemals irre wirst! Von ganzem Herzen wünsche ich dir Glück, und wenn ich selbst dir eine Hilfe leisten kann, so steh' ich dir mit ganzer Kraft zur Seite. Du wolltest meinen Rat — so laß mich hören, wie ich dir raten soll?“

„Vielleicht wirst du mich einen Narren schelten, wenn ich dir sage, was ich beginnen will. Doch bin ich fest entschlossen, es zu wagen, und wenn das Glück mir hold ist, geht alles wohl zu einem guten Ende. Sobald der Reitende, den ich nach Frankfurt sende, zurückgekehrt ist und mir aus meinem väterlichen Hause verschiedene Dinge überbracht hat, die mir zu meinem Plane nötig sind, dann wandere ich nach der Ebersburg!“

Als habe er nicht recht gehört, sah Bruder Volker den Freund zweifelnd an und fragte:

„Du willst dich in des Löwen Höhle wagen — du ganz allein?“

„Allein und ohne Waffen! Vorher jedoch muß ich vertraut mit vielem sein, was mir zu wissen not. Du kennst die Ebersburg bis in den letzten Winkel; ein jeder Weg und Steg in ihrer Munde ist dir vertraut, nicht minder weißt du mir die Ritter und ihre Genossen genau zu schildern. Von ihrem Leben und Treiben, von dem, was jemals auf der Burg geschehen, kannst du gewiß mir Kunde geben. Dies alles begehre ich zu wissen!“

„Zu welchem Ende aber, Freund?“ fragte der Bruder verwundert. „Wohl vermag ich es, wie wohl kein zweiter, alles zu schildern, was die Ebersburg betrifft, verweilte ich als Bube und als Jüngling doch fast jeden Tag in ihren Mauern. Doch wie dies deinen Zwecken dienlich sein soll, vermag ich nicht zu fassen!“

„Vernehme denn, was ich im Schilde führe!“ erwiderte Welf.

Und seinen Schemel näherrückend, begann er mit gedämpfter Stimme auf den Freund einzusprechen. Lange und ausführlich. Es mußten wohl abenteuerliche Pläne sein, die er entwickelte, denn mehrmals schüttelte Bruder Volker bedenklich das Haupt und machte Einwände, die aber alle von Welf wortreich widerlegt wurden. Und je länger dieser rebete, desto aufmerksamer hörte der Freund zu; die Verwegenheit des Vorhabens schien auch ihn zu begeistern, und sich erhebend sagte er schließlich:

„Wenn nicht ein unvorhergesehenes Mißgeschick dich trifft, so könnte dir fürwahr der kühne Plan gelingen. Glück zu, Freund Welf! Dem Mutigen hilft Gott! Was ich dir raten und helfen kann, das soll geschehen!“

#### 4. Auf der Ebersburg.

Auf der Ebersburg ging es hoch her. Hatte sich doch die bei dem Überfall des Frankfurter Warenzuges gemachte Beute als so reichhaltig und mannigfach erwiesen, daß die Ritter eine gute Weile lang herrlich und in Freuden leben konnten. Neben einer großen Anzahl Ballen Leinwandspinnstoffs und wollener Tuche, war den adeligen Räubern eine Menge seiner Webstoffe — Pfelle, Baldekin, Zindel, Seide und Samt — in die Hände gefallen, sowie einige Fässer und Tonnen der schon in damaliger Zeit in ganz Deutschland berühmten Frankfurter Fleisch- und Würstwaren — alles Dinge, die Herr Burthard Limpurg in Leipzig mit Gewinn veräußern und gegen andere Waren, besonders Rauchwerk, eintauschen wollte. Nicht zu vergessen der vielen Tonnen edlen Rheinweins, welcher den Hauptteil der Fracht ausgemacht hatte, und der jetzt dazu dienen mußte, in endlosen alltäglichen Gelagen das Gelingen des Handstreichs zu verherrlichen. Da war es kein Wunder, daß Herren und Knechte tagelang nicht aus dem Laumel herauskamen, und daß sich täglich Gäste auf der Burg einfanden — Schnapphähne und Stegreifritter von den Burgen im Umkreis, die, wie die Bienen den Honig, sofort nach dem Überfall gewittert hatten, daß auf der Ebersburg Überfluß herrschte, und daß es daselbst freie Feche gab. Und wenn auch nicht mit überfließender Freude, so wurde diesen Schmarozern doch willig Gastfreundschaft von den Herren der Ebersburg gewährt, denn diese waren auf die Hilfe der Spießgesellen angewiesen, wenn es sich um eine größere Unternehmung gegen den freitbaren Fürst von Fulda handelte, dessen starke Faust die Ebersburger im vorigen Herbst gespürt hatten, ohne aber durch Schaden klug geworden zu sein. Vielmehr war es seit ihrer damaligen Niederlage ihr glühendes Bestreben, die Scharte auszuweken, zu welchem Zwecke sie die Ritterschaft des ganzen Umkreises gegen die Abtei aufgewiegelt hatten, so daß sie eigentlich die Veranlasser der ausgebrochenen Fehden waren. Nachdem

ihnen die Wählerarbeit gelungen war, trugen sie auch kein Bedenken mehr, den im vorigen Herbst beschworenen Frieden zu brechen und sich offen auf die Seite der Feinde der Abtei zu stellen, deren große Anzahl es erhoffen ließ, daß es endlich gelingen werde, die immer unbequemer werdende Macht des kriegerischen Abtes zu brechen. War dies erst geschehen, dann konnten die edlen Herren, die nach unsern heutigen Begriffen nichts weiter wie gemeine Räuber und Strauchdiebe waren, ganz nach Belieben das unglückliche Land brandschatzen, ohne befürchten zu müssen, daß ein Stärkerer ihrem ruchlosen Treiben Einhalt gebiete.

Wie schon seit Wochen, hatten sich auch heute wieder eine Anzahl der mit den Ebersburgern verbündeten Ritter auf der Feste versammelt, um Kriegspläne zu entwerfen. In dem steingewölbten Palas des Hauptbaus saßen sie an einer langen Eichentafel — lauter trotzig blickende Männer, welchen das Laster auf der Stirne geschrieben stand. Den besten Eindruck von ihnen machten noch die drei Ebersburger Ritter selbst, besonders der Jüngste, Heinz von Ebersburg, ein schöner Mann, der in seinem ganzen Wesen etwas Gemessenes zeigte und, anstatt in das Johlen der zum Teil schon trunkenen Zechgenossen einzustimmen, stumm vor sich hinsah und manchmal wie mißbilligend den Kopf schüttelte. Die beiden älteren Brüder Albrecht und Hermann, zwei hochgewachsene Männer von herbem Aussehen, schienen dagegen Gefallen an dem fröhlichen Treiben zu finden, denn fortwährend munterten sie die Gäste mit derben Scherzworten zum Weitertrinken auf und stimmten laut in den Jubel ein, wenn auf die in der bevorstehenden Fehde zu vollführenden Heldentaten angefohnen wurde. Wenn die Ritter nur einen Bruchteil der Verwegenheit und Stärke in dem Kampfe bewiesen, deren sie sich hier hinter dem Becher rühmten, dann stand es um die Sache des gemeinsamen Feindes schlimm; daß dieser schließlich unterliegen müsse, schien allen eine ausgemachte Sache zu sein, denn hin und wieder begannen sie schon miteinander darüber zu streiten, in welcher Weise der Preis des Sieges zu verteilen sei. Besonders einer der Zecher, ein Mann mit braunrotem Gesicht und langem Schnauzbart, tat sich bei diesen Prahlereien hervor, indem er mit dröhnender Stimme und wildrollenden Augen seine eigene Stärke und die Tapferkeit seiner Knechte pries und sich vermaß, es allein an der Spitze der Seinigen mit der Streitmacht der Fuldaer Abtei aufzunehmen. Eben hatte er wieder mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gerufen:

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich den Fingerhut (Spottname des Abtes Bertold von Leibholz) nicht lebendig fange! Will ihm die Lust am Waffenhandwerk vertreiben und ihm eine Vitaneil vorbringen, daß ihm die Ohren gellen. Daumeln muß mir der Erzschelm, so wahr ich Gise von Steinau heiß!“

Die anderen Zecher schienen von diesen Versicherungen wenig überzeugt zu sein, denn mit vielsagenden Blicken sahen sie sich gegenseitig an und zuckten die Achseln, als hegten sie Zweifel an dem Mannesmut des Sprechers. Aber das Antlitz des Heinz von Ebersburg flog sogar ein geringschätziges Lächeln, und mit einer verächtlichen Gebärde schien er Herrn Gise Schweigen anempfehlen zu wollen. Das reizte aber diesen zum Zorn, und sich schwerfällig erhebend, brüllte er über den Tisch hinüber:

„Glaubst du mir etwa nicht, Heinz Ebersburg, und wähest du, ich bring' es nicht zuwege, den Fingerhut zu fassen?“

Wieder machte Heinz von Ebersburg eine abweisende Gebärde und entgegnete trocken: „Spar deine großen Worte, Gise, und laß uns lieber Laten von dir sehen!“

„Was willst du damit sagen?“ fuhr Herr Gise von Steinau grimmig auf.

„Daß du ein Maulheld bist, der besser schweigen sollte, anstatt sich mannhaft kühner Tat zu rühmen! Mit Prahlereien schlägt man keinen Feind!“

„Höll' und Teufel — das wagst du mir zu bieten — mir, vor dessen Name der ganze Gau erzittert?“

„Wer zittert vor dir? Alte Weiber und arme Bäuerlein, die sich nicht wehren können, wenn du ihnen das letzte Rind aus ihren Ställen holst — doch eines mannhaften Gegners Schreden bist du nimmer!“

Es war merkwürdig, daß diese in bitterem Hohn ausgestoßenen Worte nicht noch mehr reizten, sondern eher eine beschwichtigende Wirkung auf Herrn Gise ausübten. Mit einer Miene, als wäre ihm eine unverdiente Kränkung widerfahren, erwiderte er, sich an die beiden anderen Ebersburger wendend:

„Seit wann ist es denn Brauch hier auf der Ebersburg, daß man den Gast mit schänden Worten kränkt? Ihr duldet, daß mir Schimpf von eurem Bruder widerfährt?“

„Wag' doch nicht jedes Wörtlein so genau, Gise!“ erwiderte ihm der älteste der Ebersburger, und der zweite fügte hinzu:

„So böß hat es der Heinz gewißlich nicht gemeint! Nicht wahr, Heinz?“

„Ist es ein Schimpf, wenn ich die Wahrheit sag'?“ fiel der Gefragte festig ein. „Dem Gise liegt es noch bei mir im Saß vom Treffen an der Krida her! Da hat er mich mit seinen Reissigen im Augenblick der höchsten Not verlassen — ist feig entwichen vor dem Madenzeller, so daß ich um ein Haar verloren war!“

Gise von Steinau wollte wieder auffahren, doch Albrecht von Ebersburg, der sich erhoben hatte, schnitt ihm mit einer beschwichtigenden Handbewegung das Wort ab und rief:

„Laßt endlich doch die alten Geschichten begraben sein! Wir sind hierhergekommen, um den Beginn der Fehde zu beraten, doch nicht, um Streit und Hader zu beginnen. Nur Einigkeit macht stark! Spül deinen Groll mit einem Becher Wein hinab, Freund Gise, und erzähl' uns eine von deinen seltsamen Geschichten!“

„So recht — der Gise soll erzählen; dazu hat er das Zeug! Trägt immer einen Sad voll Jagdgeschichten nach! Erzähl' uns, Gise, wie du damals den großen Bären in dem Sack fingst!“

So schrien die Zecher lachend durcheinander und erhoben die Becher, um Herrn Gise zuzutrinken. Dieser hatte sich mit unwilligem Gebrumme wieder niedergelassen und warf giftige Blicke nach Heinz von Ebersburg. Besondere Lust zum Erzählen schien er nicht zu haben, denn auf alles Drängen erwiderte er schließlich mürrisch:

„Laßt mich in Ruhe — habe keine Lust! Ihr glaubt ja doch nicht, was ich euch erzählte, und lacht mich aus! Wenn's auch die reinste Wahrheit ist, so nennt ihr doch mich einen Lugenschüppel!“

„Beleiße nicht, Freund Gise — wir glauben dir es zweimal!“ wurde ihm von einem der Ritter entgegnet. „Das weiß man doch, daß du nicht lügen kannst! Frisch, lege los! Wie ging es zu auf jener Bärenjagd?“

„Wenn ihr es mit Gewalt denn wissen wollt, so höret zu, und wer's nicht glaubt, der mag es bleiben lassen. Deswegen ist's nicht minder wahr — so wahr, wie ich den Becher hier auf einen Zug jetzt leere.“

Herr Gise setzte den geleerten Becher auf den Tisch, lehnte sich in seinem Sessel zurück und sah mit verschwommenen Augen in die Kreise umher. Dann begann er:

„Ein lustig Stücklein war's, wie ich den Bären damals fing. Das Antier hauste an der steinern Wand', tief im Gebirg', in einer Höhle, wo ihm weder mit dem Speiß noch mit den Klauen beizutommen war. Allnächtlich zog der zottige Gesell auf Raub hinaus und würgte Lamm und Kind in Stall und Bierch, so daß er zum Schreden aller Dörfer im Umkreis ward. Oft trachtete ich, mit der Meute ihn zu stellen, doch stets umsonst — der Schlaue wußte jedesmal mir zu enttrinnen. Da beschloß ich, ihn mit List zu pressen. Auf eine lotecht steile Felsenwand ließ ich ein Brett von meinen Knechten legen, dergestalt, daß das eine Ende frei über die Tiefe ragte. Dies Ende war mit Honig dick bestrichen, und unten an dem Felsen, da hatt' ich einen weiten Sad' gespannt. Ihr wißt ja, wie die Bären den Honig lieben; der süße Duft lodt sie aus weiten Fernen herbei. Nun gut — ich lag noch keine Stunde auf der Lauer, da trottete der Meister Feß heran und schnupperte begierig nach dem Köder. Erst schien er nicht zu trauen und windete nach allen Seiten, dann trat er langsam auf das Bord, und was nunmehr geschah, könnt ihr euch denken. Jäh schnellte das Brett empor, und kopfüber purzelte der Bär in meinen Sad — es war zum Lachen! Rasch sprang ich dann hinzu und hab' den Sad mit einem Strid fest zugebunden. Ganz einfach fängt man so mit List einen Bären!“

Siegesbewußt sah der Erzähler in die Kreise der Zecher umher, die in schallendes Gelächter ausgebrochen waren und ihm zuriefen:

„Brav, Bärenfänger! Du bist fürwahr ein Teufelskerl, Freund Gise!“

(Fortsetzung folgt.)

## Heimgefunden.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

„Sanz unverständlich ist mir Böhmer“, sagte Herr Wiener-Paulinenaue zu seinem Nachbar. Die Herren hatten erst soeben an ihrem Stammtisch Platz genommen.

„Ja, nicht wahr? Es ist mir auch aufgefallen, wie farblos seine Rede, auf die wir doch so große Hoffnungen setzten, gehalten war“, erwiderte Herr Struwe-Engersburg.

Anderer mischten sich ein. Im Augenblick war Herr Böhmer das Tischgespräch der kleinen Tafelrunde, die sich nach einer Sitzung der Zechen- und Hüttenbesitzer bei Marbach zum Mittagessen zusammengefunden hatte.

„Seine Frau soll krank sein“, wußte einer der Herren.

„Aber doch wohl nicht ernstlich?“ fragte ein anderer.

„Dort kommt er selbst“, sagte Schulze-Hattenheim, der den Eckplatz hatte und das ganze Lokal übersehen konnte. „Man könnte ihn fragen“, fügte er, da er mit Böhmer befreundet war, mit einer gewissen Unsicherheit im Ton hinzu.

Der angesehene Volkswirtschaftler kam mit einem seltsam leeren Lächeln um den Mund näher. Keiner seiner intimen Bekannten wagte sich an ihn heran. Er ging höflich grüßend vorüber. Als er außer Hörweite war, sagte der Abgeordnete Reichmann, der allgemein für einen Dichter galt: „Der Mann sah ja aus, als ob alles vor ihm verfanke... Haben Sie nicht den Ausdruck in den Augen gesehen? Als ob er am Abgrund stünde! Ich sollte mich gar nicht wundern, wenn—“

Es blieb unklar, was ihn nicht wundern würde. Jedenfalls tat er sich später viel darauf zugut, als bekannt wurde, daß leichtsinnige Spekulationen

seines Sohnes den Hüttenbesitzer Böhmer fast um seinen ganzen Wohlstand gebracht hatten. Gerade in den Tagen, als Böhmer die große Rede im Verein halten sollte, um seinen Vorschlägen über die Kohlenversorgung des Reiches im Kriegsfalle Geltung zu verschaffen, brachen die Hubschposten über ihn herein.

Der Schluß war, daß er den Sohn verstieß. Das hatte die Mutter auf das Krankenbett geworfen, und es war nur zu begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen selbst die eiserne Selbstzucht des ernstesten Mannes keine rednerische Meistersleistung zuwege brachte, wie sie die Umstände von ihm heischten.

Längst hatte er die Scharte ausgeweht. Die neue Vorlage über die Tarifermäßigung hatte zum großen Teil seiner Ver-

Die Geschäfte des Vereins hatte er mit dem Geschick geleitet, das man an ihm von jeher bewunderte. In den Vorbereitungen und in den Verhandlungen mit den andern Parteien hatte Herr Böhmer stets sein gewohntes organisatorisches Talent bewiesen, immer mit diesem selben tiefen Ernst, der seit dem Unglück mit dem Sohne gar nicht von seiner Stirne gewichen war.

Wie es in Wahrheit in ihm aussah, was es ihn kostete, in dieser gewaltigen Zeit, da auch der letzte von Deutschlands Söhnen sich zu der Fahne drängte, nicht zu wissen, wo sein Einziger weilte, ob er versucht hatte, die Heimat zu erreichen, und ob es ihm ge-

lungen war, davon konnte sich wohl niemand ein Bild machen, selbst seine Frau nicht, die in ihrer Weise gewiß nicht weniger litt als er. Sie empfanden beide, daß es für so ungeheuere Schmerzen nur eine Trösterin gab — Arbeit. Kopfüber stürzten sie sich hinein, und wirklich gelang es ihnen zuweilen, den ewig bohrenden Kummer vorübergehend zu betäuben.

Der, dem all diese Sorgen galten, war nicht so weit von der Heimat fort gewesen, wie die Eltern sich vorstellten, als der Krieg begann. Jürgen von Böhmer war auch nicht so tief gesunken, wie sein Vater in seiner gerechten Entrüstung glaubte. Er war ins Unglück gekommen, wie schon so mancher vor ihm. Schlechte Gesellschaft hatte sich an ihn herangedrängt, und er, das verwöhnte Kind des Reichthums, hatte sich nur zu willig in den Strudel hinabziehen lassen. Als ihm die Augen aufgingen, war es zu spät.

Er empfand, daß er nicht wieder als Offizier in das Heer eintreten konnte, daß er unter so traurigen Umständen hatte verlassen müssen. So meldete er sich als Kriegsfreiwilliger bei einem Regiment an der Grenze.

Man erkannte gar bald seinen Ernst, seinen Eifer und vor allem seine Vertrautheit mit militärischen Dingen. Nach kurzer Frist schon war er Unteroffizier, dann Bataillonmeister.

Ganz allmählich kehrten ihm Mut und Selbstvertrauen wieder. Wenn er nun den Eltern zeigen könnte, daß er doch nicht ganz schlecht war! Jauchzend hätte er sich in die Schlacht stürzen mögen, um mit seinem Herzblut seine tiefe Reue zu besiegeln. Aber es war, als wäre er gefeit. In den großen Kämpfen in Belgien war seine Batterie wiederholt stark mitgenommen



Das königliche Schloß in Bukarest, in dem der entscheidende Kronrat über den rumänischen Treubruch unter dem Vorsitz des Königs Ferdinand stattfand.



Palazzo Venezia in Rom,

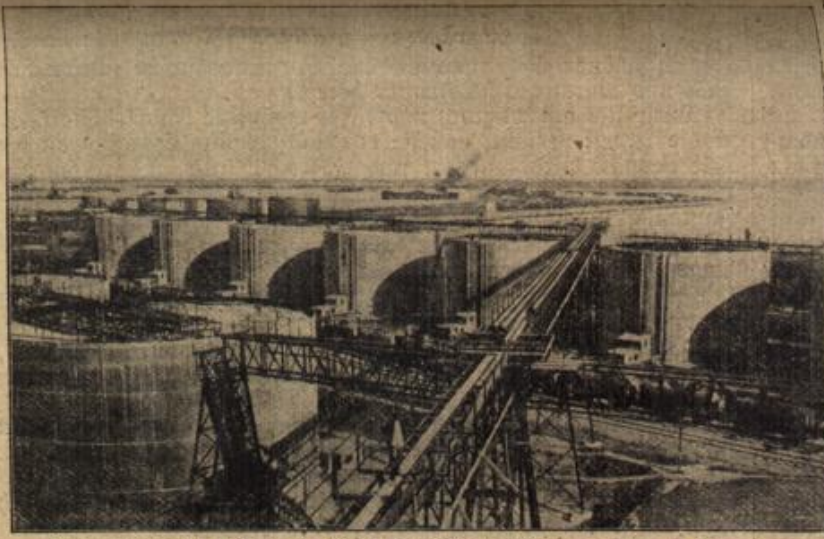
der Sitz der österr.-ungarischen Gesandtschaft am päpstlichen Stuhl, wurde von der italienischen Regierung enteignet.

mittelung ihre schnelle Erledigung zu danken, von kleineren, darum aber nicht weniger wichtigen Sachen ganz zu schweigen. Nur im persönlichen Verkehr machte sich eine Veränderung bemerkbar. Er zog sich noch mehr als sonst in sich selbst zurück. Die andauernde Krankheit seiner Frau gab den besten Grund ab, alle Gesellschaften zu meiden. Nie wäre es einem Menschen, auch dem besten Freunde nicht, gelungen, ihm eine Ausrufung über den tiefen Kummer, der auf ihm und seinem Hause lastete, zu entlocken. Man wußte nur, daß der Sohn den bunten Rod hatte ausziehen und außer Landes gehen müssen.

Allmählich wandte sich das Interesse neuen Ereignissen zu. Nur als der Krieg begann, wurde hier und da die Frage erörtert, ob wohl der junge Böhmer auch mitgehen würde. Niemand wußte Bescheid. Niemand wagte den Vater zu fragen.



König Konstantin I. von Griechenland.



Petroleumtanks im rumänischen Hafen Constanza, den unsere Flugzeuge mit Bomben belegten. Phot. D. J. G.

worden, nur ihn, der so gerne sein junges Leben geopfert hätte, schien jede Kugel zu meiden. Längst hatte er das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Als ihm auch das erste Verwunden wurde, stufte sein Vater, der die Lüste durchsah. Sollte Jürgen? Ach nein, wie konnte er sich solchen Hoffnungen hingeben! Außerdem — sein Junge war Leutnant gewesen und würde jetzt im Kriege ohne allen Zweifel wieder als Leutnant eingestellt worden sein. Dann würde er doch der Mutter einmal Nachricht gegeben haben!

Aber Jürgen von Böhmer hatte es sich in den Kopf gesetzt, entweder seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen, oder seine Eltern sollten nie wieder von ihm hören. — „Kein schöner Tag ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen —“, so sang und klang es unaufhörlich in seiner Seele. Das Lied hatte für ihn noch eine weit tiefere



Freiherr von dem Busche-Haddenhausen, der bisherige deutsche Geschäftsträger in Bulareh.

Bedeutung als für die andern, die nur sterben wollten für das Vaterland. Er wollte fürs Vaterland sterben, um für die Eltern zu leben!

Durch graue Nebelschleier hob sich die Sonne wie ein blutroter Ball aus dem Meere empor, als Jürgen von Böhmer den Auftrag erhielt, mit



Generalstabmajor Wilhelm von Zebegeny. (Mit Text.)

einer Patrouille zu erkunden, ob die Brücke vor D. von den Engländern besetzt sei. — Dankend voll ritt er an der Spitze seiner kleinen Schar zwischen den Dünen. Es war ein wundervolles Bild, wie die Nebel vor den leuchtenden Strahlen der Sonne zerflatterten. Wie eine Verheißung schien es: Auch für dich kann noch alles gut werden! — Jürgen von Böhmer hob den Kopf wie in plötzlichem Siegesbewußtsein. Einmal noch diesen Druck auf der Seele loswerden, einmal wieder die Hand der Mutter halten — ach, nur nicht daran

denken, weit war der Weg! — Eine Patrouille kam aus der Richtung, die sie einschlagen sollten, Böhmer und seine Leute entgegen. Ja, die Brücke sei noch frei, sie wollten jetzt ihre Truppe heranziehen, erklärten sie auf Befragen. Einen Augenblick überlegte Böhmer, dann entschloß er sich, die Brücke sofort zu besetzen und so lange zu halten, bis Verstärkungen durch die zurückkehrenden Kameraden herangeholt wären. Er empfahl ihnen dringende Eile und setzte seinen Weg fort. Nicht lange, da schwang sich dicht vor ihm die Brücke über den schimmernden Fluß, der wie Silber in den Sonnenstrahlen aufglänzte. — Aber — was war das? Deutlich zeichneten sich die Gestalten feindlicher Reiter gegen den hellen Himmel. Es war kein Zweifel, sie waren ihm zuvorgekommen und hatten die Brücke in Besitz genommen! Nur schnelles Handeln konnte helfen. Umgekehrt wäre sicherer Tod gewesen — also mutig drauf los!



Graf Czernin, der bisherige österreichisch-ungarische Gesandte in Bulareh.

Red forderte der junge Führer die Besetzung auf, sich zu ergeben. Die überraschten Feinde mußten annehmen, daß Jürgen einen größeren Truppenteil hinter sich habe. — Nachher, als sie sahen, daß sie sich hatten überlisten lassen, schossen sie wütende Blide auf Jürgen von Böhmer. Der besand sich in hoher Erregung, die von Minute zu Minute wuchs. Wenn nur die Patrouille von vorhin für schleunige Verstärkung sorgte!



Der neue Emmichbrunnen in Hamburg.

Er zog die Uhr und rechnete nach? Eine ganze Weile konnte es noch dauern. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Kam der feindliche Nachschub eher heran, so war er mit seinen Leuten verloren. Er biß die Zähne zusammen: Nur



Das Strumatal südlich von Doiran, der Schauplatz der Kämpfe zwischen bulgarischen und serbischen Truppen.

nicht in Gefangenschaft geraten! Dann aber, ihr Träume von der  
Hütte in das Vaterhaus!

Jeder Nerv spannte sich: Hörte er nicht das Stampfen näher-  
kommender Soldaten? Nein, es mußte eine Täuschung gewesen  
sein. Und da — doch wieder — waren es die Seren oder die  
Feinde? Jürgen von Böhmer hielt es nicht länger aus, er schickte  
einen von seinen wenigen Leuten zurück, daß er die Nachkommen-  
den zu höchster Eile ansporne. Als er sich umdrehte, sah er in der  
Ferne feindliche Truppen sich nähern. Alles Blut drängte ihm  
zum Herzen. Er durchlebte furchtbare Minuten. Der Weg, den  
die Deutschen kommen mußten, führte so durch Dünen und  
Wald, daß er sie erst würde sehen können, wenn sie dicht vor ihm  
wären. Wehe aber, wenn sie zu spät kamen!

Finsternis starrten seine Blicke, sein Antlitz war bleich vor Auf-  
regung. Ihm durfte es nicht geschehen, daß er zur Untätigkeit  
in Feindesland verdammt würde, denn ihm ging es um mehr  
als Leben oder Tod, Ruhm oder Ehre!

Seine Hände krampften sich. „Lieber Gott, hilf!“ murmelten  
seine Lippen. Schon waren die Feinde ganz nah, in wenigen  
Minuten mußte sein Schicksal sich entscheiden. Da, im Augen-  
blick der höchsten Not kam etwas um die Biegung. — Gott sei  
gelobt — es waren deutsche Soldaten! Im Handumdrehen war  
ein Gefecht im Gange, auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung  
gekämpft, aber als die Sonne glüht im Meere versank, hatten  
die Deutschen die Brücke erobert.

Jürgen von Böhmer war schwer verwundet. Wie ein Gnaden-  
geschenk empfand er seine Schmerzen und seine tödliche Schwäche.  
Mit keinem Gedanken kam ihm der Wunsch, leben zu wollen.  
Nach einigen Tagen bat er die Schwester, die ihn pflegte, seinen  
Vater im Falle seines Todes zu benachrichtigen. „Schreiben  
Sie ihm, ich sei ganz glücklich gewesen, daß ich gut machen durfte“,  
sagte er und eine Träne schlich ihm über die eingefunkelte Wange.  
Und dann ganz leise: „Und grüßen Sie meine Mutter —“

Schwester Erika hielt es für richtiger, den Tod ihres Pfleg-  
lings nicht abzuwarten. Der arme Junge verging vor Heim-  
weh, und an ihr sollte es nicht liegen, wenn er seine Eltern nicht  
mehr wieder sah. Den ersten freien Augenblick benutzte sie zu  
einem Brief an den großen Gütenbesitzer, der ihr dem Namen  
nach längst bekannt war. Aber sie beschränkte sich nicht auf die  
wenigen Angaben, die der Schwerkranken ihr gemacht hatte, son-  
dern sie fügte aus ihrem eigenen Antriebe noch mancherlei hinzu.  
Daß er das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse habe, und daß  
er für die letzte Heldentat ohne Zweifel zum Leutnant befördert  
werden würde und — daß er seine Leiden zwar trage wie ein  
Held, aber offenbar an unaussprechlicher Sehnsucht nach seiner  
Mutter krankte . . .

Frau von Böhmer hatte in den langen Jahren ihrer Ehe  
ihren Gatten noch nie weinen sehen. Sie blickte erstaunt von  
ihrer Zeitung auf, als ein eigentümlicher Ton an ihr Ohr schlug,  
wie ein unterdrücktes Schluchzen. Auf der Stelle wußte sie, daß  
es sich nur um Jürgen handeln könne. Alle heiße Angst und  
die zitternde Sorge ihres Mutterherzens, die sie keiner Menschen-  
seele anvertraut hatte, erhob sich riesengroß. Aber nur einen  
Augenblick. Dann hatte sie sich wieder in der Gewalt. Sanft  
legte sie ihre Hand auf die ihres Mannes.

„Was ist dir?“ fragte sie weich.

„Da lies“, antwortete er und schob ihr das Briefblatt hin.  
Eng hielten die Gatten sich umschlungen, als sie gelesen hatte.  
Ihre Tränen flossen unaufhaltsam. Aber es waren keine schmerz-  
lichen Tränen, es war vielmehr ein besreiendes Ausströmen  
lange zurückgehaltener, verborgener Schmerzen.

„Wann reisen wir?“ fragte Frau von Böhmer plötzlich.

Ihr Gatte mußte lächeln. „Wann kannst du?“ fragte er zurück.

„Sofort.“

Sein Lächeln vertiefte sich. So schnell war Klothilde in  
fünfundzwanzig Jahren noch nicht bereit gewesen. Er mußte  
ihr ordentlich klarmachen, daß es so rasch, wie sie dachte, in  
Kriegszeiten gar nicht ginge.

Immerhin öffneten sich dem hochangesehenen Manne willig  
alle Türen, an die er klopfte, und am dritten Tage, nachdem  
der Brief der Schwester bei ihnen eingetroffen war, erreichten  
die Eltern das große Kriegslazarett, in dem ihr Sohn weilte.  
Ein seliges Lächeln breitete sich über sein bleiches Antlitz, als er  
sie erkannte.

„Mutter, kommst du endlich?“ flüsterte er kaum vernehmlich.  
„Deck' mich zu — willst du? So wie du kann es keiner; mich  
hat immer gefroren . . .“

Frau von Böhmer nahm die Dede und steckte sie an einer  
Stelle des Rückens fest, so wie sie es bei dem Knaben vor vielen  
Jahren in Krankheitsfällen getan hatte. Er fasste nach ihrer  
Hand und hielt sie fest in der seinen, während er den Kopf zur  
Seite neigte, um einzuschlafen für immer.

## Hausmütterchen.

Humoreske von Paul Bliß. (Nachdruck verboten.)

Ein schöner Sommertag. Die Vormittagssonne scheint hell  
und warm durchs Fenster herein.

Lucie sitzt am Nähtisch und führt emsig die Nadel. Sie ist so  
in die Arbeit vertieft, daß sie erst, als ziemlich energisch an die  
Tür gepocht wird, aufsieht und „Herein!“ ruft. Die Freundin  
kommt, Fräulein Meta Bergmann — eine Dame von zwanzig  
Jahren, groß und schlank, ein geistvolles, aber ein wenig zu blasier-  
tes Gesicht, schnelle, hastige Bewegungen und große sprechende  
Augen. Sie trägt ein modernes Radfahrerkostüm, so männlich,  
wie es die gute Sitte nur gestattet, und paßt aus vollen Zügen  
an einer langen, diden Ägypter.

„Guten Morgen, Kleine!“ ruft sie etwas von oben herab,  
reicht Lucie die Hand und fragt spöttelnd: „Na, schon wieder  
Hausmütterchen?“

Lucie nickt lächelnd und erwidert dann gutmütig: „Was bleibt  
mir anders übrig? Ich habe niemand, der mir meine Arbeit tut.  
Ich muß arbeiten!“

„Muß“, meinte die andere, „wie das klingt. Kein Mensch  
muß müssen, sagte schon Goethe.“

„Ich glaube es war Lessing.“

„So — na, mir auch recht; jedenfalls ist's ein vernünftiger  
Auspruch. Übrigens verstehe ich dich nicht: deine Eltern sind  
doch wohlhabend genug — weshalb sitzt du denn hier Tag für  
Tag beim Nähzeug?“

„Es macht mir Spaß, zu arbeiten.“

„Zu arbeiten — selbstverständlich! Aber nicht solche Arbeit!  
Das war ehedem, heute finden die Töchter aus gutem Hause  
etwas anderes, Wichtigeres, zu tun — wir sind doch nun mal  
moderne Menschen!“

„Ach, liebe Meta, mit dem Wort „modern“ wird sehr viel ge-  
sündigt, und es scheint mir beinahe, als brauchtest du es ein  
bißchen zu oft.“

„Das scheint dir?“ Die Freundin, ein wenig beleidigt, lacht  
laut und schrill auf. „Aber du bist nicht nur nicht modern, son-  
dern im höchsten Grade unmodern!“

„Ach, was du sagst!“

„Jawohl, mein Kind, das bist du! Du bist das junge Mädchen  
von ehedem, mit „züchtigen, verschämten Wangen“, wie Lessing  
so schön sagt.“

„Diesmal war es Schiller!“

„Na, auch gut! Du bist das kleine Bählanm, das sich getrost  
einfangen läßt von dem sogenannten Herrn der Schöpfung, das  
immer nickt, immer ja sagt und immer zustimmen ist. Du bist ganz  
so das Bild der Frau, die seit Jahrhunderten ins Joch gespannt  
und geknechtet ist, nur um den Männern das Leben angenehm  
zu machen!“ Davon aber, daß das Weib heute ganz andere Ziele  
erstrebt, davon hast du keinen blassen Schimmer! Spiel du nur  
getrost das Hausmütterchen weiter, du bist ganz an deinem Plage!“

„Na und du? Willst du vielleicht nicht auch mal einen Haus-  
stand gründen?“

„Vorerst gewiß nicht! Erst will ich das Leben kennen lernen  
und meine Kraft daran stählen.“

„So, so!“ lächelt Lucie ganz fein.

„Was willst du denn mit deinem „so, so“ sagen? Das klingt  
ja gar zu geheimnisvoll.“

„Ich, es schien mir, als interessierst du dich für einen Herrn.“

„Unsinn! So was gibt's bei mir gar nicht!“ sagt Meta kurz,  
kann aber ein leichtes Erröten nicht ganz verbergen. „Übrigens,  
wen meinst du denn eigentlich?“

Ruhig weitergehend, sagt Lucie: „Ich dachte an Wolfram.“

Einen Augenblick loht im Gesicht der Freundin eine neue  
Blut auf, dann aber bezwingt sie sich und meint ganz leichtsin:  
„Woher kennst du denn Herrn Wolfram?“

„Aber, das weißt du nicht? Er geht ja schon seit einem  
Vierteljahr bei uns aus und ein.“

Jetzt wird die andere immer erstaunter. „Keine Ahnung  
hatte ich davon! Übrigens hast du diesmal recht, er ist ein inte-  
ressanter Mann!“

„Nicht wahr?“ sagt Lucie nur, beugt sich aber ganz tief über  
ihre Arbeit.

„Und ein so verständiger Mann, so ganz anders als diese  
Durchschnittsorte! Gestern traf ich ihn im Frauen-Reform-  
verein, da hörte ich zu meiner Freude, daß er für unsere Sache  
das vollste Verständnis hat.“

„Ja, er hat auch Papa von dir erzählt.“

„Wirklich? Ach, liebste Lulu, was hat er denn von mir ge-  
sagt? So sprich doch, Luluchen!“

„Aber, liebe Meta, du bist ja ganz erregt; ich denke so etwas  
interessiert dich gar nicht?“

„Nun ja, aber man hört doch gern mal, was die Menschen von einem denken. So laß doch endlich diese dumme Näharbeit liegen — ganz nervös macht mich das! Komm, laß uns lieber ein wenig plaudern.“

„Gehst nicht, Meta, nein, nein! Die Arbeit eilt — sie muß fertig werden — ich will's dir verraten; es ist der Rest meiner Aussteuer.“ Und glückselig lächelnd sieht sie zu der Freundin auf.

Diese aber wird immer erstaunter; endlich fragt sie kleinlaut: „Ja, bist du denn schon verlobt?“

Lucie glänzend: „Dir kann ich es ja sagen — so gut wie verlobt!“ Und jetzt ist Meta ganz starr. „Davon ahnte ich ja gar nichts. Na, und wer ist es denn?“

Lucie schweigt erröthend. In diesem Augenblick tritt Herr Wolfram ins Zimmer. Die beiden Damen zeigen ein freudiges Erstaunen.

Und er, ein stattlicher Mann von dreißig Jahren, mit leicht spöttischem Lächeln, begrüßt erst Fräulein Meta höflich, aber nur ein wenig förmlich, wie sie findet; dann geht er zu Lucie, läßt ihr die Hand, sagt auch ihr nur freumbliche Worte; die Art aber und der Ton, in dem er zu Lucie spricht, verraten der immer mehr erstaunten Freundin mit einem Male alles das, was sie vordem wissen wollte. Jetzt rafft sie sich auf, um ihre Enttäuschung nicht zu verraten, und nimmt rasch Abschied.

„Aber so bleib doch noch“, bittet Lucie. „Ja, mein gnädiges Fräulein“, sagt nun auch er, „das sieht ja aus, als hätte ich Sie vertrieben.“

Und nun locht all der Groll und Arger in ihr auf, und sie nimmt sich vor, ihm jetzt einen Hieb zu versetzen. Mit leichtem Lächeln entgegnet sie: „Rein, Herr Wolfram, mich hat noch kein Mann vertreiben können; aber ich habe zu arbeiten, denn, wie Sie ja wissen, bin ich eine von denen, die da Vorkämpferin sein will für ihr bedrücktes Geschlecht, die den Beweis erbringen will, daß man die Kraft der Männer halb auf allen Gebieten entbehren kann.“

Lächelnd meint er: „Sehr nett, wenn wir Männer dann dauernd in den Ruhestand versetzt würden.“

„Spotten Sie nicht, ich werde Ihnen beweisen, daß wir Mut und Kraft haben, daß wir tapfer sind!“

Er nickt lächelnd und sieht sinnend vor sich nieder.

O, Sie glauben mir wohl nicht, wie?“ ruft sie, immer erregter werdend. „Nun, hoffentlich habe ich bald Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht nur schöne Worte zu machen verstehe!“ Auch jetzt noch schweigt er, nickt nur immer lächelnd und sieht zur Erde nieder.

Da fragt Lucie heiter: „Aber was starren Sie denn in einem fort dort in die Ecke?“

Mit leicht spöttelndem Lächeln entgegnet er: „Ich beobachte dort nur die niedliche, kleine Maus.“

Eine Maus? Ach, wo denn?“ ruft fröhlich Lucie.

Fräulein Meta aber retiriert sofort auf einen Stuhl. Erregt und angstvoll bittet sie: „Ach, verjagen Sie das gräßliche Tier, ja, bitte! Ich kann Mäuse nicht sehen, ganz nervös machen sie mich.“

„Nun, mein gnädiges Fräulein“, sagt er heiter, „vorerst haben Sie doch wohl noch nicht Mut genug — aber, bitte, kommen Sie nur herunter — es war nämlich gar keine Maus da, ich wollte nur sehen, wie weit Ihre Tapferkeit reicht.“

Beschämt steigt Meta herunter vom Stuhl; zitternd sagt sie: „Und Sie, mein Herr, wollen ein Freund der Frauenfrage sein?“

„D“, entgegnet er mit höflichem Lachen, „ich bin sogar ein eifriger Förderer dieser guten Sache, sobald ich sehe, daß man ernst und ehrlich dafür arbeitet; aber ich bekämpfe ebenso ernst alle Auswüchse, die diese Frage zeitigt, denn sie sind der Krebschaden für die ganze Bewegung!“

Da verschwand Fräulein Meta Bergmann lautlos.

Lucie aber sagte mit fröhlichem Lachen: „Da will ich dann doch lieber auch weiter noch als 'Hausmütterchen' gelten, ehe ich mich so blamiere!“

Er aber schloß sie in die Arme und rief: „Zawohl, denn so gefällst du mir auch am besten!“

### Ein Fensterkrieg.

Der König Ludwig XIV. von Frankreich hatte zu seinem Kriegsminister den durch Eigensinn berühmten Louvois berufen und hielt auch so große Stücke von ihm, daß er ihn

nach Colberts Tod auch zum Leiter der öffentlichen Bauten ernannte. — Bekanntlich liebte es der König, prachtvolle Paläste aufzuführen, und da er gerade für Frau von Maintenon ein neues Lustschloß, Trianon, errichten ließ, welches nach seinem Geschmack zu unbedeutend ausfiel, so ließ er es vor der Vollendung gleich wieder niederreißen und beauftragte Louvois damit, ein würdigeres zu erbauen.

Das geschah. Als aber der König das im Bau befindliche Haus besichtigte, fiel ihm auf, daß eins der Parterrefenster stehend gegen die Gejeke der Symmetrie verstieß. Er besah tatsächlich einen scharfen Blick für alles, was in der Beziehung nicht ganz korrekt war, und tat sich viel darauf zugute.

Louvois aber, der an Unfehlbarkeitsdünkel fast noch seinen königlichen Herrn übertraf, wollte sich die Ausziehung nicht gefallen lassen und erklärte das beanstandete Fenster für durchaus richtig. — Dieses ärgerte den Monarchen, der nicht den leisensten Widerspruch vertragen konnte, und er beschloß, den Erbauer gewaltiam von seinem Irrtum zu überführen.

Er wendete sich nun an den berühmten Lenôtre, den Schöpfer der französischen Gartenbaukunst, der sich eines anerkannt vorzüglichen Geschmacks erfreute, und fragte ihn, wie ihm Trianon gefalle.

Der große „Gartenarchitekt“, wie man damals sagte, „Landschaftsgärtner“, wie man heute sagen würde, behauptete, es noch nicht gesehen zu haben.

Der König beauftragte ihn, sich das Bauwerk anzusehen und besonders auf das Parterrefenster zu achten, das sein Mißfallen erregt hatte. Dabei sprach er sich entrüstet darüber aus, daß Louvois sich nicht einmal von ihm einen Tadel gefallen lasse und ihn schwer beleidigt habe.

Lenôtre kannte den herrschsüchtigen Minister ebenfalls von dieser Seite schon allzu gut. Er war durchaus nicht begierig darauf, ihn sich zum Feinde zu machen, und als sein König ihn tags darauf fragte, ob er sich Trianon angesehen habe, schützte er allzu lange große Überbürdung mit Arbeiten vor, die ihn an der Besichtigung verhindert habe. Da merkte Ludwig, daß der zum Schiedsrichter Aufgerufene es weder mit ihm noch mit dem allmächtigen Hofmanne verderben wollte, und deshalb sein Urteil lieber für sich behielt.

Gerade das aber reizte ihn doppelt. Ohne Umstände befahl er ihm, den folgenden Tag zu einer bestimmten Stunde ihn und Louvois in Trianon zu erwarten.

Demgegenüber konnte Lenôtre nichts tun. Er erschien, wie befohlen, beim Neubau und sah auf den ersten Blick, daß der König im Rechte war. Gleich nach ihm traf auch dieser mit dem Minister ein. Sofort wendete sich Ludwig an den Gartenkünstler mit der Frage, wie er über das bewußte Fenster denke. Lenôtre mühte sich, einer direkten Antwort auszuweichen. Ungebuldig aber befahl ihm der verdöhrnte Herrscher, mit Zirkel und Winkelmaß die Lage des Fensters nachzumessen. Louvois murkte zwar vernehmbar über einen solchen Eingriff in seine Machtsphäre; Lenôtre aber nahm die befohlenen Messungen vor.

„Nun?“ fragte Ludwig gespannt, als der Gartenarchitekt seine Werkzeuge zusammensappte. Es half kein Sträuben: die aufgeschriebenen Maße, die dem König übergeben werden mußten, bestätigten, daß dieser mit seiner Ausstellung recht gehabt hatte.

Nun hielt der Monarch mit seinen Empfindungen nicht zurück. Wie ein Sturzbach ergossen sich die bittersten Vorwürfe über den eigensinnigen Leiter der öffentlichen Bauten.

Waren schon die Vorwürfe schlimm genug, so versetzte den der Umstand, daß er sie in Gegenwart der Höflinge, der Bauarbeiter und der Dienerschaft zu hören bekam, in wahnsinnige Wut. Unverzüglich sagte er zu seinen vertrauten Freunden: „Ich bin eines lumpigen Fensters wegen bei dem König in Ungnade gefallen. Zum Glück bin ich ja aber nicht nur Bau-, sondern auch noch Kriegsminister. Was mich retten kann, ist ein Krieg, der ihn von seinen Bauten abzieht und mich unentbehrlich macht. Nun — er soll ihn haben!“

Und er machte seine Drohung wahr. In kurzer Zeit hatte er sein Land in einen Krieg mit Deutschland, England, Holland, Spanien und Savoyen verwickelt, einen Krieg, der von 1688 bis 1697 dauerte, Ströme Menschenbluts verschlang, dem Deutschen Reiche Straßburg kostete, die schmähliche Verwüstung der Pfalz herbeiführte und selbst nach Louvois' Tode noch sechs schreckliche Jahre wütete. Und das alles im leipen Grunde wegen eines nicht ganz symmetrisch angebrachten Fensters! C. D.

Begierbild.



Wo ist der Jäger?

**Wiegentied.**

Leise die Wiege schaukelt  
In dem traulichen Raum,  
Und mein Kindchen umgaukelt  
Leise ein holder Traum.

Säße, rosige Gräbchen  
Gräbt er um Wangen und Mund  
Meinem schlafenden Bübchen  
In der dämmernden Stund'.

Knospengleich in den Kißen  
Liegt es da und es lacht.  
Nächt' nur den Traum gern wissen,  
Der es so glücklich macht.  
Johanna Belkitch.

Belkitch weggel. Mantuffel hat indes Zeit genug, mit Wuse alle An-  
schulbigungen seines Feindes durchzusehen, um nun von seiner Seite Maß-  
regeln zu treffen, seinen verhassten Nebenbuhler zu vernichten. 21.

**Gemeinnütziges**

**Die Tomaten** werden zum großen Teil unreif bleiben, wenngleich die  
schönen Spätherbsttage des September noch viele Früchte zum Reifen ge-  
bracht haben. Aber auch die grünen Früchte können verwertet werden,  
da sie ein ausgezeichnetes Kompott ergeben. Sie werden in dünne Scheiben  
geschnitten, ebenso Zitronen, deren Kerne jedoch vorher entfernt worden  
sind, dann wird die Masse mit Beigabe von einigen Stückchen ganzen  
Zimt im eigenen Saft — ohne Wasserzusatz — weich gekocht, durch ein  
Sieb gedrückt und mit Zucker zu Gelee eingedickt. Dieses wird in Gläser  
gefüllt und letztere mit Pergamentpapier verbunden. Auf 1 Kilogramm  
Tomaten werden 300 Gramm Zucker und eine Zitrone genommen.

**Rosentroststauden**, die in der Entwid-  
lung zurückgeblieben sind, werden um die  
jetzige Zeit entfernt, indem der Gipfeltrieb  
entfernt wird. Sind die Röschen noch sehr  
zurd, so kann auch wöchentlich einmal mit  
Jauche gedüngt werden. Damit muß aber  
aufgehört werden, sobald die Stauden aus-  
gebildet Röschen besitzen.

**An Kohl- und Krautköpfen** müssen  
außen immer ein paar Blätter als Schutz-  
blätter bleiben. Das Pflzen darf nicht aus-  
arten. Die Schutzblätter werden erst bei  
dem Verbräuche entfernt.

**Zufträge der Kanarienvögel** behan-  
delt man durch Bestreichen der erkrankten  
Stellen mit Perubalsam, dem etwas Spi-  
ritus beigemischt wird. Hat die Krätze die  
Behen angegriffen, so sind die Sitzstangen  
mit Leinwand zu umwickeln.

**Weiße Woll- und Tuchstoffe** befreit  
man von Schmutz- und Staubflecken, indem  
man sie mit einer Mischung aus gleichen Teil-  
en feinem Salz und Kartoffelmehl abreibt.

**Der Geranienrückschnitt** darf nicht im  
Herbst und Winter erfolgen, da die Schnitt-  
stellen leicht faulen. Sollte hie und da ein  
Zweig abbrechen, so ist die glatt nachzu-  
schneidende Stelle mit Holzstohlenstaub zu  
bestäuben. Der Rückschnitt erfolgt erst im  
Frühjahr kurz vor oder nach dem Umtopfen.

**Trocknung und Lüftung des Getreides**  
erreicht man auf dem Schüttboden am  
schnellsten und besten, wenn die Fenster und  
Lüken bis auf den Erdboden herabreichen.

**Gegen Nasenröte** haben sich Umschläge  
mit einer fünfprozentigen Alaunlösung sehr  
gut bewährt. Eine Portion Watte wird mit  
der Lösung getränkt, auf die Nase gebracht,  
und durch eine Binde befestigt. Man macht  
solche Umschläge am besten abends und läßt sie die ganze Nacht wirken.

**Unsere Bilder**

**Das neue Zentraljustizgebäude in Nürnberg.** Der Monumentalbau  
wurde während des Weltkriegs errichtet nach den Plänen des inzwischen  
verstorbenen Ministerialrates Hugo v. Hoefel in München. Zwischen den  
oberen Fenstern der Fassade des Mittelbaus  
stehen in Nischen auf Konsolen die in Kalt-  
stein gemeißelten lebensgroßen Figuren von  
dreizehn berühmten Rechtsgelehrten und  
Verfassern rechtswissenschaftlicher Werke,  
sowie des oströmischen Kaisers Justinian.  
Die Kosten des großzügigen Bauwerks be-  
tragen acht Millionen Mark.

**Generalstabsmajor Wilhelm von Ze-  
begeny**, der älteste Offizier und General-  
stäbler der k. u. k. Armee, der als 84-jähriger  
zu Kriegsbeginn wieder einrückte, wurde  
mit dem „Signum laudis“ ausgezeichnet.



**Gemütlich.**

Gast: „Warum werfen Sie den andern Herrn denn nicht auch hin-  
aus? Der hat doch noch mehr Käse gemacht als ich!“  
Wirt: „Der hat no net zaßt, mei Vaber!“

**Allerlei**

**Aus der Schule.** Lehrer: Lehmann,  
Sie sind sehr empfindlich, gleich sind sie  
mit Tränen bei der Hand. Warum weinen  
Sie denn eigentlich? — Schüler: „Ich  
fühle mich verletzt, weil Sie mich immer  
so anherrischen.“ — Lehrer: „Ach papper-  
lapapp! Sie machen's wie das Krotobil,  
Sie ziehen Ihr Taschentuch heraus und  
weinen Krotobilstränen.“

**Der Komponist Chopin** war von einer  
vornehmen Dame zum Diner eingeladen  
und wurde nach Tische von ihr gebeten,  
etwas zu spielen. Der damals schon etwas  
leidende Meister weigerte sich zuerst, dann  
nahm er vor dem Piano Platz und spielte  
eine reizende, aber sehr kurze Einleitung. —  
Die Dame des Hauses war ganz entzückt  
und bedauerte nur, daß das Stück so kurz  
sei. Da faltete Chopin die Hände, blickte  
die Dame flehend an und meinte dann:  
„Ach, ich habe ja auch so wenig gegessen!“

**Der Kritiker wider Willen.** Der französische Schriftsteller Jean  
François Marmontel (1723—1799), dessen „Moralische Erzählungen“ (Contes  
moraux) noch heute viel gelesen werden, hatte als literarischer Anfänger,  
wie natürlich, manchen Mißerfolg zu verzeichnen. — Namentlich im dra-  
matischen Genre gelang es ihm nur schwer, sich eine Stellung zu schaffen,  
obgleich er schließlich eine ganz stattliche Anzahl von Trauer-, Sing- und  
Lustspielen, sowie komischen und ernsten Opern anzuführen vermochte, die  
es sämtlich zu einem hübschen Erfolge gebracht hatten. So wurde eine  
einer Operetten „Die Guirlande“ mit wenig Beifall aufgenommen. An  
einem Abende nun, da das Stück wieder in Szene ging, fuhr der Dichter  
in einem Mietswagen durch die Stadt Paris. In der Nähe des Schauspiel-  
hauses erlitt das Fuhrwerk eine leichte Beschädigung. Aus Anlaß dieses  
Unfalles tief Marmontel dem Kutscher zu, er möge nicht über den Opern-  
platz fahren, damit kein Gefährt in dem Gewühle der dort verkehrenden  
Wagen nicht noch ärger b. schädigt werde. Doch der Kutscher, dem sein  
Fahrgast unbekannt war, meinte gutmütig: „O, es ist nichts zu fürchten,  
gnädiger Herr! Man gibt heute „Die Guirlande“, da ist es totenstill auf  
dem Platz, von Gedränge keine Spur, und mit dem Passieren hat's keinen  
Anstand. He, Lise, hopyla!“ — Marmontel machte ein langes Gesicht  
und steckte einen ziemlich Teil des Trinkgeldes, welches er dem waderen  
Koffe-entler zugedacht hatte, wieder in die Tasche.

**Wagdorf und Mantuffel.** Der Graf von Wagdorf, Minister des  
Königs von Polen, wollte seinen Kollegen, den Grafen von Mantuffel,  
bei Hofe unendlich machen, weil die Günst und die Talente deselben  
seine Eifersucht erregten. Zu diesem Behufe begab er sich eines Tages  
an den Hof, versehen mit einer Schrift, welche alle Anlagpunkte gegen  
Mantuffel enthielt. Er findet diesen selbst im Wohnzimmer des Königs,  
auf den Augenblick hartend, dem Könige seine Aufmerksamkeit machen zu dürfen.  
Während nun die beiden Feinde sich aufs höflichste unterhielten, zieht ein  
Affe, den August II. zu seinem Vergnügen angeschafft hatte, dem Wagdorf  
leise und unbemerkt das bewusste Papier aus der Tasche und läßt es zu  
Boden fallen. Mantuffel sieht es und setzt, nichts Gutes ahnend, gleich  
den Fuß darauf, bis Wagdorf sich entfernt, um zum Könige zu gehen, und  
diesem seine Beweisstücke vorzulegen. Vergebens aber sucht der Graf seine  
Papiere, als er nun vor dem Monarchen steht; er wird durch den Verlust  
derselben so verwirrt, daß er kein Wort hervorzubringen vermag und tief

**Füll-Rätsel.**

A	*	.	*	.
H	*	.	*	.
A	*	.	*	.
A	*	.	*	.

Die leeren Felder in  
vorstehender Figur sind  
derart mit Buchstaben  
auszufüllen, daß in den  
waagrecht Reihen fol-  
gende Wörter entstehen:  
1) Ein Monatsname.  
2) Ein Musikinstrument.  
3) Ein geistiges Getränk.  
4) Eine Stadt in Italien.

Nachdem alle Wörter  
richtig gefunden sind, er-  
geben die beiden durch  
die Sternchen markierten  
Reihen im Zusammen-  
hang gelesen eine Ever  
Richard Wagners.  
W. Spangenberg.

**Bilderrätsel.**



Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Des Zahlenrätsels: Des Homonym's: Blatte.  
Des Räthsel's: Arabien, Rahm, Nabe, Hera, Erna, Marie.  
Des Räthsel's: Die Auen blühen, Die Frucht verdirbt —  
Die Wangen glühen, Das Leben stirbt —